

Vincenzo Vela : dem grossen Tessiner Künstler und Patrioten zu dessen 50. Todestag am 3. Oktober 1941

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: Article

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band (Jahr): 31 (1941)

Heft 40

PDF erstellt am: 25.04.2024

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648732>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vincenzo Bela

Dem großen Tessiner Künstler und Patrioten zu dessen 50. Todestag am 3. Oktober 1941

In seinem prickelnden Reisebüchlein „Spaziergänge im Tessin“ singt Hans Schmid den rauflustigen Männern der alten Eidgenossenschaft, „die im 15. und 16. Jahrhundert so energisch Schweizergeschichte getrieben und die Grenzen der Schweiz bis hinab an den Rand der lombardischen Ebene vorgerückt haben“, ein Loblied. Und mit Recht; denn kein Winkel unseres so vielgestaltigen Schweizerhauses packt so Herz und Gemüt, wie die emmentbirgische Landschaft, die mit ihren tausend Reizen, ihrer Kunst und dem Himmel des Südens mächtig in die Seele dringt.

Raum hat der Tessinfahrer den technischen Teufelsputz der Gotthardbahnkehren bei Wassen ein wenig verdaut, nimmt ihn der lange Tunnel gefangen, wo er für eine Viertelstunde Gelegenheit hat, den Triumpfen nachzufinnen, die sich die Technik vor 60 Jahren mit dem Bau des damals längsten Tunnels der Welt und der kühnen Anlage der Gotthardbahn überhaupt, errungen hat. Vielleicht kommt ihm der Name des genialen Erbauers des Gotthardtunnels, Louis Favre, in den Sinn, und er erinnert sich, wie dieser unermüdliche Kämpfer kurz vor Erlangung des Zieles seiner Wünsche mitten in der Arbeit im Tunnelinnern vom Tode überrascht wurde. Ein Opfer der Arbeit! Und wenn der glückliche Ferienfahrer voll Sehnsucht nach dem Süden schon vor dem Tunnelausgang in fieberhafter Eile die Wagenfenster herunterreißt, um die ersten Zeichen „wälschen Landes“ zu erfassen, da erinnert ihn bei der Einfahrt in die Station Airolo ein mächtiges Bronze-Relief an die vielen andern „Opfer der Arbeit“, die während des Tunnelbaues ihr Leben lassen mußten. Es ist das ergreifende Kunstwerk von Vincenzo Bela, mit diesem Motto, „Die Huldigung der Kunst vor dem grauen Kampf des Lebens, der Strahl unsterblicher Schönheit, die das menschliche Leben verklärt“. Dieses Denkmal des größten Tessiner Künstlers des 19. Jahrhunderts, das schon an der Landesausstellung des Jahres 1883 in Zürich in Tausenden von Besuchern einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen hatte, wurde am 1. Juni 1932 in Airolo enthüllt und zum 50. Jahrestag der Eröffnung der Gotthardbahn feierlich eingeweiht. Conrad Ferdinand Meyer widmete diesen Opfern der Arbeit folgende Verse:

„Bildhauerkunst! Zu diesen Freudentagen
Stellst du mit deinem ernsten Werk dich ein:
Ein Gotthardopfer liegt auf einem Schragen
Ermordet von gesprengtem Felsgestein.
Aus tiefem Tunnel wird er weggetragen
Ins süße, ferne Tageslicht von Zwei'n.
Rasch wie das Leben huscht vorbei ein Dritter
Mit seiner Ampel flüchtigem Gezitter.
Warum allüberall mich hinbegleitet
Das stille Bild auf seinen Trauerschwingen?
Weil's eines großen Werkes Ruhm verbreitet
Auf dieses blutige Sterben des Geringen:
Von tausend schwiel'gen Händen wird bereitet
Der Geistestat gefährliches Gelingen,
Und in Ermüdung eines Lorbeerfranzes
Ist Volk wie Menschheit immerdar ein Ganzes.“

Wenden wir uns nun dem Leben und Werden dieses berühmtesten Tessiner Künstlers zu. Er ist ein Sohn des Mendrisiotto, des südlichsten Zipfels des Schweizerlandes, den die alten Eidgenossen in weiser Voraussicht und zur Sicherstellung des Gotthardweges im 15. und 16. Jahrhundert den Herzogen

von Mailand weggenommen haben. Eine leichte Stunde südwestlich von Mendrisio, umgeben von Maisfeldern und Tabakpflanzungen und eingerahmt von Maubeerbaumreihen und Weinstöcken, die sich in üppigem Geranke von Baum zu Baum ziehen, liegt sein Geburtsort Vigornetto. An einem ärmlich aussehenden Häuschen in der Nähe des Dorfplatzes ist ein einfaches Marmortäfelchen angebracht, mit der ebenso bescheidenen Inschrift: „Vincenzo Bela wurde in diesem Hause geboren am 3. Mai 1820.“ Ein Urenkel des großen Künstlers bewohnt es heute noch und hat das ärmliche Logis nach Möglichkeit zu erhalten gesucht. Als jüngstes von sechs Kindern trug der kaum zehnjährige Knabe zum Lebensunterhalt der Familie bei, indem er in den Steinbrüchen des nahen Besazio Steine klopfte, seiner über alles geliebten Mutter als erstes Kunstwerk ein aus Stein gebauenes, geflügeltes Engelsköpfchen nach Hause brachte, das ihm von seinen Arbeitsgenossen den Beinamen „Artista“ = Künstler, eintrug. Auf Betreiben seines Bruders Lorenzo, der die künstlerischen Fähigkeiten Vincenzos erkannte, kam dieser mit zwölf Jahren zu einem Domsteinmeken nach Mailand in die Lehre, wo er bald, wie früher in den heimatischen Steinbrüchen, zu den höchsten Spizen des Marmordomes hinaufkletterte. Ebenfalls mit Unterstützung von Lorenzo durfte er auch in den heiligen Hallen der Kunstschule von Brera studieren, wo er infolge seiner Kunstbegabung und seines unermüdlichen Fleißes bald zu den besten Schülern zählte. Damals herrschte in der italienischen Kunst die Auffassung, wer etwas Schönes und Hohes erreichen wolle, der müsse dem Klassizismus huldigen, d. h. der Nachahmung der klassischen Griechen und Römer. Doch der junge Bela kam bald zu der Ansicht, daß der künstlerische Geist sich nicht nur im Nachahmen von schon bestehenden Kunstwerken bilden solle, sondern durch unentwegte Naturbeobachtung Eigenes schöpfen müsse. An der Spitze der Kunstabteilung, in der Bela studierte, stand damals der hervorragende Bildhauer Cacciatori, ein pedantischer Vertreter des Klassizismus, in dessen Schule Bela wohl die peinlich genaue Technik der Bildhauerkunst nach den Regeln der Alten kennen lernte, jede freiheitliche Regung in der bildhaften Darstellung aber unbarmherzig unterdrückt oder doch auf keinen Fall gefördert wurde. Zum Glück für Bela lehrte an der gleichen Schule der schwungvolle Florentiner Sabatelli, der dafür sorgte, „daß die enge Theorie in der Ausübung nicht zur verknöcherten Starrheit wurde und dem Flügelschlag der Seele genug Raum gegönnt ward“. Diesem schloß sich der werdende Künstler Bela mehr und mehr an, als sich seine Eigenart und schöpferische Gestaltungskraft gegen die Vorschriften und die Tradition der damaligen Kunstauffassung aufzulehnen begann.

Gerade zu dieser Zeit beteiligte sich Bela an einer von der Stadt Venedig ausgeschriebenen Preisaufgabe, welche die biblische Szene von der Auferweckung von Jairus Tochterlein im Relief darzustellen hatte. Entgegen den traditionellen Richtlinien seines Meisters Cacciatori gab Bela in diesem größeren Erstlingswerk seinen eigenen Ideen unverhohlenen Ausdruck, was ihm folgenden orakelhaften Bescheid des Gestrungen eintrug: „Wenn diese Arbeit nach meinen Ideen beurteilt wird, ist sie nichts wert, wird sie aber nach andern Ideen beurteilt, dann ist es ein Meisterwerk.“ Und siehe! die andern Ideen fällten das Urteil und sprachen dem kaum 18jährigen Tessiner den ersten Preis zu, der nebst einem sehr schmeichelhaften Anerkennungs schreiben in 60 blinkenden Goldstücken (Zechinen) im Werte von zirka 700 Franken bestand. Mit einem Schlage waren nun alle

Sorgen und Kümmernisse beseitigt. Begleitet von den Glückwünschen Sabatellis reiste Vincenzo mit seinem Bruder Lorenzo nach Vigornetto, wo er den von Freudentränen gerührten Eltern den ersten finanziellen Erfolg in wonnevollem Stolz übergab. Der Weg der Kunst stand Bela offen. Von der Stadt Lugano, wohin ihm der Ruhm seines Erfolges vorausgeeilt war, erhielt er den ehrenvollen Auftrag, für ihr Stadthaus ein Standbild des Bischofs Luvini zu schaffen. Bela arbeitete die Charakterzüge dieses hohen geistlichen Herrn so natürlich und geschickt aus, daß das Werk die ungeteilte Freude und Anerkennung der Luganesen fand. In der gleichen Epoche erstunden aus des Künstlers sicherer Hand einige andere bedeutende Kunstwerke, wie „Das Morgengebet“, „Der kleine Vogelausnehmer“, und die reizende Kindergruppe „Badende Mädchen“.

• • •

Zu jener Zeit erlebte Bela mit heißblütigem Herzen und starker innerer Anteilnahme das Ringen des italienischen Volkes um Freiheit und Einheit. Dieser Freiheitskampf des Nachbarvolkes formte sich für den Künstler, der selber durch die ihn bedrückende Kunstauffassung des Klassizismus gefesselt wurde, zu einem Sinnbild, das sein erstes großes Meisterwerk werden sollte. Es ist die mächtige Gestalt des thrakischen Sklaven *Spartakus*, der mit äußerst gespannter Kraft seine Ketten bricht und sich mit finstern, ja fast barbarischen Gesichtszügen auf seine Gegner zu werfen droht. Im Bestreben, die größten künstlerischen Vorbilder zu studieren, begab sich Bela nach Rom, um in der Ewigen Stadt selbst der Anregungen teilhaftig zu werden, die dort noch keinem ernsthaft suchenden Jünger der Kunst versagt geblieben sind. Sein *Spartakus* war nahezu vollendet, als die Nachricht vom Ausbruch des Sonderbundskrieges eintraf und die liberalen Tessiner sich anschickten, gegen den Gotthard zu marschieren. Mitten aus der Arbeit heraus eilte auch Bela in die Heimat und stand bei Airolo gegen die Walliser Bataillone des Generals Kalbermatten im Feuer. Wenige Wochen später focht er mit einer italienischen Freischar in den Straßen Mailands gegen die Kroaten des österreichischen Generals Radetzky, trug in einem Gefecht in der Nähe des Garbafees seinen sterbenden Landsmann Leutnant Carloni aus dem Kugelregen und nahm auch später noch an den italienischen Freiheitskämpfen tätigen Anteil. Vom Hauptquartier der italienischen Verschwörung aus, das sich eine zeitlang in der Villa Ciani in Lugano befand, vermittelte Bela den Ministern Cavour und Lamarmora wertvolle Informationen und besorgte einmal sogar für den Freiheitshelden Garibaldi einen größeren Waffen-transport aus der Schweiz. Doch die Stunde für Italiens Freiheit hatte noch nicht geschlagen, die Österreicher zogen wieder in Mailand ein, und Bela wollte nach Vigornetto umsiedeln. Doch sein Bruder Lorenzo erinnerte ihn an den unvollendeten *Spartakus*. Zerrissenen Herzens kehrte er zu seinem Berufe zurück, um diesem die künstlerische Vollendung zu geben. In Scharen zogen nun die unterdrückten Freiheitsmänner nach dem Atelier des Künstlers, „es war eine tatsächliche Wallfahrt des Patriotismus nach einem dem Glauben unantastbaren Heiligtum. Was die ‚Marfeillaise‘ den Franzosen, was Arndt's und Körners Lieder und später die ‚Wacht am Rhein‘ den Deutschen, das war in jenen Tagen Belas *Spartakus* für die Italiener. Stürmischer Beifall aus allen Kreisen des Volkes, das hier durch die Züge vollendeter Kunst ausgesprochen und verherrlicht sah, was es im innersten Herzen fühlte und trotz heißestem Empfinden gedemütigt entbehren mußte.“ *Spartakus* war „das lebende Bild des Vaterlandes, die Glorifikation des Martyriums, die Vision seines zukünftigen Geschicks“. Die alte Kunstlerschule und Kunstauffassung gab sich gründlich geschlagen vor der neuen Kunst der Wahrheit, die in Belas *Spartakus* so glänzend verkörpert war. Ein patriotischer Kunstmäzen, der Herzog Antonio Litta, ließ die Statue in Marmor ausführen, dessen Erben verkauften sie einem russischen Millionär, der sie vorerst in seiner

Prachtvilla in Lugano aufstellte, von wo sie nach seinem Winterpalais in St. Petersburg übergeführt wurde.

Der gewaltige Erfolg der *Spartakus*-Statue erfüllte die in Ober-Italien herrschenden Österreicher mit Mißtrauen und Unbehagen. Da sie die Größe des Künstlers kannten, und um der Aufregung, welche das machtvolle Symbol der Revolution hervorgerufen hatte, die Spitze abzubringen, wollten sie Bela für sich gewinnen und ernannten ihn zum Mitglied der Mailänder Akademie der schönen Künste. Als Bela die große Ehrung stolz zurückwies, erteilte ihm die Militärbehörde schon am folgenden Morgen den strikten Befehl, das Gebiet des lombardisch-venetianischen Königreichs innert 24 Stunden zu verlassen. Trotz des schweren Schlages blieb Bela ruhig, er vertraute auf seine Kunst und glaubte an seinen guten Stern. Nach Vigornetto zurückgekehrt, schuf er für die Stadt Lugano eine Statue von Wilhelm Tell und im Auftrage des tessinischen Großen Rates die Büste des Generals Dufour. Doch die nationalen Grenzpfähle sind wohl am wenigsten der Künstler wegen errichtet worden, diese gehören der weiten Welt an, und so folgte Bela schon bald einem Rufe verbannter italienischer Freiheitskämpfer nach Turin, wo er weiter eine fruchtbare künstlerische Tätigkeit entfaltete. Zu Ende 1852 von König Vittorio Emanuele von Sardinien zum Professor an der Akademie Albertina dieser Alpenstadt ernannt, eröffnete sich hier seinem Genie und seiner Schaffensfreudigkeit in der Blüte seines Lebens ein Feld fruchtbarster Betätigung. Auch verband er sich hier mit seiner Jugendgeliebten Sabina, die sein Wesen harmonisch ergänzte, und deren feine, edlen Züge sein Meißel im Marmor der wundervollen Frauengestalten so oft festgehalten hat. Es ist bezeichnend für Belas Charakter und seine Gesinnung, daß er dem einzigen Sprößling, den ihm am 23. März 1854 seine Gattin schenkte, den Namen *Spartakus* gab. Mit dem häuslichen Glück wuchs auch seine Arbeitskraft ins Erstaunliche. „Ich arbeitete wie ein Narr und strich die gelben Vögel ein“, erzählte er später seinen Besuchern. Doch je einträglicher Belas Wirken war, desto befriedigter war er, „seine mildtätige Hand öffnen zu können, und wenn er dann die ungezählten Schuldscheine (seiner politischen Freunde für die Unabhängigkeitsbewegung) von Zeit zu Zeit wieder ohne weiteres ins Kaminfeuer warf, so war und blieb er auch in diesen äußeren Dingen der edle und großherzige Künstler.“

Die Erfolge des Skulptur-Professors in Turin wuchsen von Jahr zu Jahr. Selbstschaffend und belehrend ging er den jungen Leuten mit gutem Beispiel voran, immer die Natur als Lehrmeisterin benützend. Alle seine zahlreichen Bildnisfiguren und Büsten zeigen je nach ihrer persönlichen Eigenart einen selbstlichen Ausdruck. Männlicher Mut, gläubige Zuversicht, schmerzliche Ergebung und wilde Verzweiflung sprechen aus ihnen so wahr und getreu, als ob sie leibhaftig und lebend vor uns stehen würden. So spricht aus der Heldengestalt seines „Garibaldi“ das echte leidenschaftliche Pathos des italienischen Freischarenführers, während das Gesicht des großen sardinischen Staatsmannes Cavour die wohlberrechnete, überlegene Ruhe atmet. Zu den bedeutendsten Bildwerken Belas gehört „der sterbende Napoleon“, der noch in seinen letzten Stunden die Würde des Feldherrn bewahrt. — Einen Ruf an die Akademie in Paris ablehnend, kehrte Bela ums Jahr 1870 nach Vigornetto zurück, wo er weiter als Künstler, aber auch als großer Wohltäter, als treuer Helfer und Berater in öffentlichen Angelegenheiten noch zwei Jahrzehnte fruchtbarster Arbeit verlebte. Er war der Organisator des liberalen Schützenfestes, das im Oktober 1876 zu dem blutigen Stabiohandel geführt hat, und als im Herbst 1890 das ultramontane Regiment Respinis die Tessinerwirren verursachte, da nahm der 70jährige Bela noch einmal seinen alten Stügen von der Wand, steckte die rote Freischärler-Feder auf den Hut, zog nach Lugano, um mit den Jungen „die ewigen Rechte der Unterdrückten vom Himmel herunter zu holen“.

Wer das Bela-Museum in Vigornetto, oder wie die Tessiner gerne nennen, „das Pantheon Bela“, besucht, das von Spartaco Bela der Eidgenossenschaft zum Geschenk gemacht wurde, der ist erstaunt ob der Überfülle der Hunderte von Büsten, Reliefs, Medaillons, Statuen und Gruppen und kann kaum glauben, daß alle diese Meisterwerke ein und derselben Künstlerhand entsprungen sind. Bela war eben nie krank gewesen und konnte immer arbeiten, was die seltene Fruchtbarkeit seines unerschöpflichen Genies erklären mag. Dazu war er die Bescheidenheit in Person, und wenn der Katalog des Museums neben einigen Orden 34 Ehrenämter, Auszeichnungen und Titel auf-

zählt, die ihm zu Teil wurden, so war es nie seine Sache, daraus nur irgend ein Wesen zu machen, geschweige denn damit zu prahlen. Seinen vielen Besuchern pflegte Bela in etwas vorwurfsvollem Tone zu sagen, wenn sie ihn und seine Kunst rühmten: „Ihr vergeßt immer die Flamme und sprecht nur vom Rauch, ihr stellt mein Verdienst gleich dem, was ihr meinen Ruhm nennt, da doch mein einziges Verdienst darin bestanden hat, daß ich einen Willen hatte.“ Mit dem Namen des um ihn väterlich besorgten Bruders „Lorenzo“ auf den Lippen, hauchte der nimmermüde Künstler und glühende Patriot am 3. Oktober 1891 seine Seele aus.

Thurne-Chabis

von Arthur Büchner

We ds Loub asahf abstärbe, d'Tage churze u d'Näbel übere Bode schnaagge, de isch si da, d'Zyt füre Thurne-Chabis. Jede Märittag fahre ganz Riglete Burefroue u -Manne us em Gürbebiet ga Bärn, die einte mit der Bahn, die andere mit em Fuehrwärd, für ihre Chabisfäge los z'wärde. Der Hirschegrave, d'Bundesgaf u der Bundesplag gseh denn albe fasch us wie Chabispläge. Es wär schwär z'fäge, wär die gröschte u schönste Häutli abietet, vomägen es jedes bhauptet, syner fige die mächtigste, zartischte u wär weiß, was no alls.

Aber nid nume dert louft eim der Chabis fasch nahe, nei ou i de Quartier ume wird er verhusiert. Das chunnt natürlech dene Froue z'guet, wo nid uf e Märit chöi oder ou z'bequem derzue si. Meischstens si nes Gmüeshändler mit emene vierrederige Handchare, wo sech mit ere Glogge bemerkbar mache u nachhär ihri Rufschtig, vora der Thurnechabis, usbrüele.

Zu dene Straßehusieret het synerzyt ou d'Chabismarei ghört. I bi denn no i d'Schuel gange, wo si i üsem Quartier ihri Häutli abotte het. U doch gsehn i se no hüt vor mer, es chlys, runds Froueli, mit emene uwirfche Bürzi, emene Stumpfnäsi u ere dicke, schwäre Uunderlippe, wo abeghanget het, wil ds Muul geng offe gsi isch. D'Füß hei i schwäre, abtschirggete Schueh gstedt. E graue Schurz isch ere fasch uf d'Schuehspitze abe ghanget. Dert drinn si die Häutli i d'Hüser trage worde, wo d'Froue meischstens vom Fänschter us oder im Stägehuus bstellt hei. D'War het si i mene zwöirederige Handchare vor sech häre gstoße u derby geng öppis brummlet. Mir hei albe gemeint, es fähl ere im Oberstübl, bfunders wil si derzue no mit em Chopf gwaggelet het.

Das alls wär no nid Grund gnue, für vo der Marei z'brichde. D'Houptfach chunnt ersch no. Es isch d'Art u Wys gsi, wie si ihre Chabis verchouft het. Si het schlächti Gschäft gmacht derby. I jedem Hus hei uf z'Mal alli Lütli Krach gschlage, we si cho isch. We de d'Froue i ds Stägehuus si ga luege, wär glütet heig, bed's unden use tönt: „Weit-er ou Thurnechabis, schöne, zarte, große?“ De het numen eini vo dene Froue bruche abe z'rüefe: „Mei, danke, i ha hüt uf em Märit gchouft!“ de isch dunde es Donnerwätter losgange: „Gizigi Lüt, fuli Lüt, wei nüt chouse weder billigi Märitruschtig!“ Isch es da es Wunder gsi, we druf abe däm giechtige Froueli niemer öppis abgnoh het? I aller Töibi isch d'Marei use, het d'Türe hinder sech zuegischlage so secht si het chönne, isch zum Chare u het ne es Nummero witer gstoße. Derzue het si witerbouelet: „Schäbigi Lüt, Fögle, schlächti Zyte!“ Gwöhnlech isch es ere im näschte Bou nid besser gange.

Wider einisch het si der Chabis dür z'halbe Quartier gstoße gha, ohni es Häutli los z'wärde. Du seit ere e Frou i üsem Huus d'Meinig. Si sig fälber d'Schuld, wenn ere niemer öppis abchoufi. Bersch söll si ihres Schimpfe usgäh, de chöims de scho besser. Aber oha! Das isch Füür i ds Pulverfaß gsi. Mir Buebe hei grad uf der Straß gspielt, wo si, wie us emene Kanonerohr gschosse zum Huus us uf e Chare los rennt, rot u blau vor Töibi. „Soupack! Türlistöck!“ u wär weiß, was no alls het si brüelet, d'Stangli packt u der Chare mit aller Chraft z'under- obfi gheht. Das het es Hallo gä bi üs, wo die Häutli si cho z'tröhle! Mir hei se grad zum schutte welle bruuche, da chunnt en alte, wykhaarige Pfarrer derhär u fahrt is a: „Weit-er ächt ufhöre, dir Bängle? Chöit-er nüt gschyderfch mache? Stellet dä Charen uf u gheiet der Chabis ume dry!“

D'Marei luegt sprachlos zue. Am ganze Zyh zitteret si vor Ufregig. Es het ere süßerli dämmeret, daß si i ihrer Töibi z'wyt gangen isch. Der Herr Pfarrer geit zue nere u fragt ganz fründlech: „Wieso heit ihr dä Chabis usgläht? Isch er nümme guet?“

„Se wohl däich, der bescht wo füre chunnt, aber niemer wott ne chouse u hei stoße ne nümml“ git si verdatteret ume. Mir hei sider afa uflade. Der Herr Pfarrer packt es Häutli, gschouets u seit: „He ja, prächtige Chabis isch das! Bringet mer es Döge vo de gröchte Häutli hei, d'Frou cha se de hoble! I wohne i der Meiestraß fächs. Was choschtets?“ D'Marei isch gar nümme zum Wättere cho. „Zwöieshalbs Fränkli“ git si ganz schüch ume. Er drückt ere ne Füßliber i d'Hand u seit: „Es stimmt de! Ds Ufegäld isch für en Erger wo der gha heit. Nume no eis — wenn ig ech ume so ghöre flueche, chousen-ech nie meh öppis ab!“ Ds Chabisfroueli het vor Chlupf der Chifel la hange u feis Wort viire bracht. Der Pfarrer het dä Momänt usgnüht. „Also, Meiestraß fächs, vergäffets nid, uf Widerluege!“ Dermit macht er Cherisum, jagt üs vom Chare wäg u geit wyter. Du erwachet d'Marei us ihrem Zuestand. Si geit i d'Stange, stoßt der Chare vor sech häre u brummlet derzue: „Spuckige Ma, kurligi Predig, fuff Fränkli, nid flueche!“

I ha se sider no mängisch gseh. Ds Brummle het si nid chönne la sy, aber ufbegährt het si nümme, wenn öpper nüt gchouft het. Nume wenn e Gof der Charen aglängt oder der Chabis gfingerlet het, isch si buechigi worde. D'Husfroue hei se vo denn ewäg besser möge lyde u nere ou us Gfelligkeit es Häutli abgnoh. D'Marei het mit der Zyt so gueti Gschäfti gmacht, daß si mängisch scho am Drü oder Bieri mit em lääre Chare het chönne heizue schlarpe.